

Christian Buller

Unser Loch im Zaun

agenda

Christian Buller

Unser Loch im Zaun

Roman



agenda Verlag
Münster
2026

Die folgenden Wörter, Sätze und alle darin beschriebenen Personen, Ereignisse und Situationen sind, bis auf ab und an auftretende öffentliche Personen und bekannte Dinge, frei erfunden. Gemeinsamkeiten oder Ähnlichkeiten entstammen (sehr wahrscheinlich) dem Zufall.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese
Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte
bibliografische Daten sind im Internet über
<http://dnb.dnb.de> abrufbar.

© 2026 agenda Verlag GmbH & Co. KG
Drubbel 4, D-48143 Münster
Tel. +49-(0)251-799610
info@agenda-verlag.de, www.agenda-verlag.de

Druck und Bindung: TOTEM, Inowroclaw, Polen

ISBN 978-3-89688-976-8

Für meine Oma, die ich oft vermisse.

Inhalt

Sieben	9
Sechs	33
Fünf	65
Vier	103
Drei	137
Zwei	171
Eins	193
Null	209

*Mit schmutzigen Hosen im Garten.
Unsere gemeinsame Schatzsuche.*

Sieben

Meine Abneigung gegenüber Anzügen ist schon wirklich sehr groß. Fast ein bisschen übertrieben könnte man sagen. Das letzte Mal, als ich mir was richtig Schickes, also im weitesten Sinne Festliches, kaufen musste, ist bestimmt über 30 Jahre her. Selbst gekauft habe ich den sogenannten Kommuniionsanzug zwar nicht, aber selbst anprobieren musste ich ihn halt schon. Wenn es nach mir gegangen wäre, dann wäre meine superbequeme und perfekt eingespielte Butscherhose das perfekte Outfit gewesen, um zur heiligen Erstkommunion anzutreten. Um das kurz zu erklären, im Norden, da kommt meine Familie nämlich her, wurde früher in der Regel als eine zweite „inoffizielle“ Amtssprache plattdeutsch gesprochen bzw. „geschnackt“. Und „butschern“ ist halt ein plattdeutsches und irgendwie wundervolles Wort, das ein Verhalten beschreibt, bei dem jemand draußen herumstreift, spielt oder tobt, und mit dem ich ganz normal aufgewachsen bin. Da man diese Tätigkeit halt nicht mit der guten Sonntagsklamotte ausübt, hatten wir Kinder früher alle eine eigene Butscherhose. Heute kennt man diese Art von Hose wohl eventuell eher als eine „Matschhose“. Da es in meinem damaligen Alter aber so gar nicht nach mir, sondern eher nach Papas und vor allem Omas Meinung ging, musste ich mich widerwillig dazu durchringen, diesen kneifenden und ungemütlich förmlichen Anzug zu tragen. Heute würde ich sagen, dass ich es nur Oma zuliebe gemacht habe und es eigentlich auch gar nicht so schlimm war, wie es sich als damals Neunjähriger eben anfühlte. Trotzdem wäre mir mein herumstreifendes Alltagsoutfit lieber gewesen. Immerhin hat die finanzielle Entschädigung mich das Kneifen und Ziehen damals aber recht schnell vergessen lassen. Wie viele Umschläge in meinen Händen und bei uns im Briefkasten gelandet sind, weiß ich nicht mehr genau. Es müssen an die 100 gewesen sein. Meist mit nahezu identischem Inhalt. Ein grünlichgelber 5-DM-Schein mit dem

Konterfei der berühmten deutschen Schriftstellerin Bettina von Arnim, deren Namen ich damals natürlich noch nicht kannte, lächelte mich Mal für Mal an. Viel wichtiger als die Gesichter waren ja eh die großgedruckten Zahlen auf den Scheinen. Ab und an verirrten sich (leider) neben den schlichten und äußerst langweilig gestalteten Dankeskarten, handschriftlich ergänzt mit ebenso einfallslosen Grußtexten, auch Gutscheine. Gutscheine für die Eisdiele oder unseren örtlichen Buchhandel. Ich erinnere mich noch ganz genau, wie ich diese Umschläge beleidigt und irgendwie enttäuscht in eine gesonderte Abteilung meiner Kommunions-Schachtel – aus einem alten Schuhkarton gebastelt – schmiss. An mein geliebtes Mountainbike, was ich mir von dem Geld tatsächlich kaufen konnte, erinnere ich mich auch immer wieder gerne zurück. Damals, nach diesen zwei bis drei Stunden in dem engen Anzug, fühlten sich die Fahrten auf meinen neuen Begleiter – dem grün glitzerndem Fahrrad – in meiner geliebten Butscherhose gleich doppelt so gut an. „Gott sei Dank“ könnte man fast meinen.

So langsam sollte ich mich wirklich mal entscheiden, was für einen Anzug ich mir, nach all den Jahren eben ohne einen solchen im Kleiderschrank, gleich zulegen möchte. Zulegen muss. Welche Farbe steht mir denn? Zu meinen straßenköter-blonden Haaren, die ich meist recht kurz und eher ohne Produkt (im Haar) vor mich hintrage, passt doch im Grunde alles, oder?

Klassisch schwarz, wie es wahrscheinlich 95 % aller Menschen tragen? Oder doch eher so ein schlichteres Grau mit einem dezent gestreiften Muster? Nadelstreifen sagt man glaub ich dazu. Und was für Schuhe passen dann zum schwarzen Anzug? Schwarze? Sehr kreativ! Oder doch eher so braune Lederschuhe mit Budapester Schnitt? Welche Schuhe haben wohl Vincent Vega und Jules Winnfield damals zu ihren berühmt berüchtigten (schwarzen) Anzügen auf den Straßen Los Angeles getragen? Früher habe ich mich, obwohl ich Anzüge ja wie gesagt so gar nicht mag, neben meinem noch heute existierenden Interesse an Filmen auch mal für ein paar Wochen oder allerhöchstens zwei,

drei Monate für den Bereich der Mode interessiert. Genau in der Zeit habe ich dann wohl irgendwo aufgeschnappt, dass es Schuhe gibt, die nach der ungarischen Hauptstadt benannt sind. Zum Glück interessiert mich das Ganze heute überhaupt nicht mehr. Vielmehr frage ich mich immer mal wieder, welcher Film von Quentin Tarantino denn nun eigentlich der Beste ist und wieso der „Big Kahuna Burger“ in Pulp Fiction so unglaublich lecker aussah. Schmieriges Fast Food und ein guter Film. Schon immer eine super Kombination. Auch heute noch. Zumindest ab und an. Wegen der Gesundheit und so weiter.

Nadelstreifen. Tarantino. Cheeseburger. Puh! Meine Gedanken drehen sich heute mal wieder im Kreis. Oder doch eher im größten Kettenkarussell auf dem Jahrmarkt. Nach jeder Drehung, bei der man immer so schön den ganzen Rummelplatz überblicken kann, liegen meine Gedanken im Kopf ganz woanders. Mal in der einen Ecke, mal in einer ganz weit entfernten Ecke. Immer wieder schweife ich ab und denke an so Sachen wie diesen Cheeseburger von Tarantino, während der Typ da seine Rede hält und irgendwas von Nächstenliebe oder so erzählt. Ich höre nicht richtig hin. Ich höre irgendwie recht oft nicht richtig hin. Irgendwann zwischen Sekundenschlaf und Tagtraum sacke ich zur Seite und stoße unsanft gegen die Fensterscheibe des Zuges auf dem Weg nach Nürnberg. Anscheinend war die Rede gerade keine richtige Rede, sondern nur die kratzende Ansage vom „nächsten Halt“ der Zugbegleitung, die ich im Halbschlaf irgendwie anders wahrgenommen habe. In einigen Abteilen sind die Lautsprecher ja manchmal so gut „in Schuss“, dass zumindest fast die Hälfte halbwegs verständlich bei den Fahrgästen ankommt. Da ich die Strecke nach all den Jahren auswendig kenne, sollte es mit hoher Sicherheit heißen: „Nächster Halt Emskirchen! Ausstieg in Fahrtrichtung rechts“. Noch knapp 22 Minuten bis zu meinem Endziel, zum Hauptbahnhof in Nürnberg. Meiner Wahlheimat im schönen Frankenland. 22 Minuten Zeit der älteren Dame neben mir dabei zuzusehen wie sie mit ihrem I-Phone (der neusten Generation) weitere 25 Fo-

tos vom QR-Code auf der Rückseite ihrer Lifestyle-Zeitschrift (müsste die GALA sein) macht. Wohin genau der QR-Code führen soll, kann ich nicht richtig erkennen. Ihre sehr ordentlich gemachten knallroten Fingernägel lenken mich zu sehr ab. Naja. Was solls...

Wäre ich damals nicht an der Technischen Hochschule in Nürnberg angenommen worden, wäre nun die nächste Haltestelle vielleicht Magdeburg Hauptbahnhof oder Kiel Hauptbahnhof. Wobei ich gar nicht weiß, ob es in den beiden Städten überhaupt einen richtigen Hauptbahnhof gibt. Warum es an manchen Orten überhaupt Hauptbahnhöfe gibt und an anderen Orten nicht, weiß ich ebenso wenig. Naja, meinem Architekturstudium sei Dank ist es nun ebendiese Haltestelle, in der für mich mittlerweile zur Heimat gewordenen Stadt, mit immerhin knapp einer halben Million dort lebenden Menschen im Norden Bayerns. Irgendwie habe ich mir damals als junger Kerl im Dorf eingeredet, dass es was Tolles bzw. Erhabenes sei, sich irgendwann einmal Architekt „schimpfen zu dürfen“. Seit Jahren versuche ich mir diese komisch klingenden Redewendungen und die Nutzung von Zitaten abzugewöhnen. Aber dank meiner lieben Oma, die mir das und vieles mehr beigebracht hat (Danke!), behalte ich diesen Wortschatz doch irgendwie ganz gerne bei mir. Und Schätze behält man doch schließlich gerne bei sich.

„Hallo, Steiner mein Name. Architekt“. Ungefähr in die Richtung habe ich mir das vorgestellt. Mein Vater hat sich so auf jeden Fall immer bei ihm unbekannten Menschen vorgestellt. Mein Vater war sein ganzes Berufsleben lang Architekt bzw. ist es wohl für sich selber heute immer noch. Der Beruf des Architekten glich damals, zu seiner Zeit, eher einer Art Berufung. „Architekt ist man sein Leben lang“. Immer wenn ich ihn, gefühlt natürlich viel zu selten (macht man nicht, ich weiß), besuchen komme, erzählt er mir, wie er gerade wieder einmal stundenlang ein neues Hochhaus entworfen hat. „120 Meter hoch, Micha. Das muss dir erstmal einer vormachen.

120 Meter!“ Die Erinnerungen in seinem Kopf müssen schon einige Jahre, wenn nicht Jahrzehnte alt sein. Heute sind die höchsten Gebäude in den Vereinigten Arabischen Emiraten, Kuala Lumpur, China oder sonst wo über 800 Meter hoch und haben über 200 Stockwerke. 200! Habe ich zumindest mal gelesen. Wahrscheinlich im damals noch kostenlosen und heute „eingestampften“ Bahn-Blättchen „DB Mobil“ im Intercity und Intercity Express. Das Gebäude, in dem ich meinen Vater nun mindestens einmal im Monat besuche, hat genau ein Stockwerk, ist ebenerdig gebaut und sieht dafür immerhin ganz schön beschissen aus. Wenigstens spart solch ein Wärmedämmverbundsystem ein bisschen Energie. Immerhin!

Diese ebenerdige Bauweise jedenfalls „schimpft sich“, da sind sie wieder, die Redewendungen, barrierefrei! Keinerlei Barrieren, um sich zu stoßen oder zu stürzen. Stürze im hohen Alter sind ja so eine Sache. Meine Urgroßmutter lag wohl mal zwei Stunden neben der Haustür, weil sie nach einem Sturz halt nicht mehr alleine aufstehen konnte. Gut, dass es hier viele nette Pflegefachkräfte wie „Frau Ina“ gibt. Die würden meinem Vater dann schnell aufhelfen und alles wäre wieder gut. Aber es gibt hier ja zum Glück gar keine Dinge, über die man stolpern könnte. Hier in der Seniorenresidenz in der Nähe von Hannover, genauer in Sarstedt, lebt mein Vater nun. Seit mittlerweile 7 Jahren baut er seine Häuser nur noch aus Bauklötzen im Ergotherapie-Raum am anderen Ende des Flures. Das soll die Sinne schärfen und wachhalten, hat „Frau Ina“ mir mal in einem zweiminütigen Small Talk erklärt. Warum hier alle mit „Herr Ingo“ und „Frau Ina“ angesprochen werden, konnten wir leider nicht mehr besprechen. Naja, dass mit den Sinnen jedenfalls möchte ich ihr irgendwie glauben. Leider aber stelle ich mir eher vor, wie der knapp 2,0 Liter fassende Urinbeutel von meinem Vater neben seinem Sessel – den er von zu Hause mitbringen durfte – jeden Abend vorm Schlafengehen ausgeleert wird und seine Sinne und sein Verstand dann immer direkt gleich ein Stückchen mehr mit weggespült werden.

„120 Meter hoch, Michael! 120 Meter“.

Mein Vater Richard wurde am 12.06.1932 irgendwo in der Nähe von Kiel, in einem sehr kleinen Dörfchen, geboren. Gut sieben Jahre vor dem Beginn des zweiten Weltkrieges. Knapp sieben Jahre wuchs er also in einer Zeit auf, die, so stelle ich es mir zumindest vor, ganz normal für ihn und seine fünf Geschwister hätte sein können. Sandburgen bauen. Den Nachbarshund heimlich füttern. In nah gelegenen Feldern Verstecken spielen. All das und vieles mehr. So stelle ich es mir zumindest manchmal vor. Leider haben wir, und da sind wir ja anscheinend nicht die einzigen in diesem Land, zu Hause nie viel über den Krieg und die Zeit nach dem Krieg gesprochen. Da diese zeitlich so eng miteinander verbunden waren, haben wir eben auch nie über die Kindheit und Jugend meines Vaters sprechen können. Ich frage mich jedenfalls oft, ob mein Vater mit zwölf oder dreizehn Jahren, also gegen Ende des Krieges, schon in der Lage gewesen sein konnte mitzukämpfen. Hätte er so richtig mitmachen müssen? Oder wäre er vielleicht derjenige gewesen, der versucht hätte, gegen all das zu rebellieren? Stand er kurz davor eingezogen zu werden? Oder war er dafür noch zu jung? Irgendwo tief in ihm drin, das wurde mir nach all den Jahren und all den Dokumentationen im Fernsehen auf Phoenix oder N24 immer klarer, ist aber ganz sicher etwas bei ihm hängengeblieben. Ist ja auch mehr als verständlich, wenn um einen herum die männlichen Nachbarn und Freunde nach und nach einberufen werden und in den Krieg ziehen müssen. Wahrscheinlich hat sich in ihm, ohne dass er je genau verstanden hat, ob, wann oder warum er überhaupt hätte eingezogen werden können, eine unsichtbare Angst entwickelt. Und dann kamen die Nachbarskinder und älteren Freunde zurück und liefen, die Jahre, die er dort noch lebte, danach mit nur einem Bein oder einem halben Arm durchs Dorf und machten es dann wohl nicht einfacher über die ersten romantischen Gefühle zu sprechen. Was war schon ein kleiner Liebeskummer oder die ersten Erfahrungen mit den Mädels gegen diese schlimmen Erlebnisse in diesem noch viel schlimmeren Krieg?

Eine Situation, die bis heute geblieben ist und die ihm später nie mehr wirklich erlaubt hat, aus sich herauszukommen oder Gefühle zuzulassen. Nicht für mich. Nicht für uns. Ich könnte heute auch nicht wirklich viel über meine Zeit mit zwölf oder dreizehn Jahren mit irgendwem teilen, weil ich das meiste einfach vergessen und eventuell auch ein Stück weit verdrängt habe. Vielleicht hat er auch einfach vieles vergessen – vielleicht lag das ja auch einfach an seinem jungen Alter. Wer weiß...

Ob es nun daran lag, dass mein Vater und ich halt nie wirklich viel Intimes miteinander teilten, ob es nun an den Erlebnissen im Krieg lag oder vielleicht doch einfach nur am riesengroßen Altersunterschied – Es ist schwer zu sagen. 50 Jahre Altersunterschied jedenfalls sorgen wohl zwangsläufig dafür, dass man als Fast-Rentner nicht mehr ganz so viel von der (eigenen) Pubertät weiß oder geschweige denn versteht, um mir dann mit „Rat und Tat“ zur Seite zu stehen. Vielleicht ist auch das einer der Gründe, warum ich so wenig Erinnerungen aus meiner eigenen Kindheit in Sarstedt habe. Mittlerweile hat mein Vater ja leider eh zu viel vergessen, um mir jetzt, nach all den Jahren, in denen ich es doch einfach mal hätte ansprechen können, noch davon berichten zu können. Gebäudemaße, Trägerabstände und die auf den Millimeter genauen Maße von Kalksandsteinen hat er aber mit seinen stolzen 92 Jahren immer noch nicht vergessen. Noch heute kann er dazu stundenlang Vorträge halten. Irgendwie macht es jetzt, wo ich so drüber nachdenke, ja vielleicht sogar Sinn, dass er heute quasi nur noch von „seinen Hochhäusern“ spricht. Ganz weit oben und ganz weit weg von dem ganzen Mist da unten. Vielleicht sollte ich in Zukunft einfach mehr mit ihm über Ziegelsteine und Stahlträger reden. Vielleicht...

Trägerabstände, Türöffnungsmaße und den für mich heute komplett unwichtigen ganzen anderen Kram kann ich komischerweise auch heute noch im Schlaf aufsagen. Nach meinem mittelmäßigen Abitur – Schnitt von 3,5 oder 3,6 (wer merkt sich das schon so genau) – auf dem Gymnasium im Nach-

bardorf bin ich nun mal wie gesagt in Nürnberg gelandet und eben nicht in Magdeburg oder Kiel. Zum Architekturstudium. Wahrscheinlich ein Stück weit, um meinen redefaulen Papa über Umwege „stolz“ zu machen und durch das Abschlusszeugnis – sicher eine langweilig gestaltete Urkunde – mal etwas an Emotionen aus ihm heraus zu kitzeln. Richtig viel Spaß am Entwerfen von Grundrissen oder Garagen, das habe ich relativ schnell gemerkt, hatte ich jedenfalls nie. Spaß und viel Freude hatte ich dafür immer mit meiner Oma in ihrem Garten, wenn wir gemeinsam riesengroße Kürbisse geerntet haben. Wie genau wir diese übergroßen orangefarbenen Geschosse aus dem Garten bekommen haben, weiß ich zwar nicht mehr, aber an den Geschmack vom selbst gebackenen Kürbisbrot erinnere ich mich heute noch immer gerne. Jedes Mal nachdem meine Oma das Brot aus dem Ofen holte und zum Abkühlen auf den Küchentisch stellte und dabei die immer gleiche Warnung, man bekomme von zu heißem Brot Bauchschmerzen, aussprach, schnitt ich mir trotzdem direkt kurz danach heimlich ein Stück vom Rand ab und schmierte schnell Butter drauf. Direkt geschmolzen schmeckte es umso besser. Wegen diesem Geschmack und wahrscheinlich auch wegen der schönen Erinnerung backe ich davon heute noch wöchentlich einige Laibe. Bauchschmerzen inklusive.

Aber mit sowas wie Brotbacken, so dachte ich damals, hätte ich meinen Vater ja sicher nicht stolz gemacht.

„120 Kilogramm Kürbis, Papa. 120 Kilogramm.“

Bei uns zu Hause musste immer alles fein säuberlich und akkurat geordnet sein. Alles hatte seinen Platz. Mein Vater war darin das Maß aller Dinge. Er kann, wie ich ja schon sagte, heute noch die Daten von langweiligen bautechnischen Vorschriften aufsagen, ohne dafür sein sturzgesichertes Bett verlassen zu müssen. Im Schlaf sozusagen. Nach seinem Schulabschluss mit einem Einser-Abiturschnitt am Elisabeth-Irgendwas-Gymnasium in Kiel zog es meinen Vater zum Studium an die berühmte Hochschule für Architektur in Weimar. An das 1919

von Walter Gropius gegründete Bauhaus! Die meisten denken beim Wort „Bauhaus“ leider an den übergroßen Baumarkt am Rande jeder halbwegs großen Stadt in Deutschland. Wie traurig. Mein Vater jedenfalls studierte pflichtbewusst, strebsam und sicher auch sehr akkurat in Regelstudienzeit an dieser ehrwürdigen Hochschule und zog danach in meine Geburtsstadt nach Sarstedt. Die Art zu arbeiten und anscheinend auch zu leben hat er bestimmt dort im Studium gelernt. Das Wort „akkurat“ sicher auch. Bis heute habe ich tatsächlich nie wieder jemanden dieses Wort sagen hören. Wenigstens etwas habe ich also doch von ihm mitgenommen. Immerhin. Wieso man aber nach Sarstedt zieht, hat er mir natürlich, weil er ja nun mal wenig erzählt hat, nicht verraten. Das Sarstedter Naherholungsgebiet mit dem Giftener See könnte ein Grund gewesen sein. Ob er mit meiner Mutter da sein erstes Rendezvous hatte? Vielleicht ein romantisches Picknick an einem heißen Sommertag mit kalten Getränken und leckerem Essen? Schön wär's! Gearbeitet hat mein Vater, wenn ich mich richtig erinnere, sein ganzes Leben im Rathaus in Sarstedt. Im Bauamt. In den 60er und 70er Jahren entwickelte sich die damals dörfliche Stadt Sarstedt immer mehr zu einer durchaus beliebten und größeren Stadt. Mein Vater hatte daran anscheinend einen nicht unbeträchtlichen Anteil. Im Rathaus jedenfalls hatte er im ersten Stock sein eigenes riesengroßes Büro. Mit Vorzimmerdame – wie man es damals nannte – und mit allem „Pipapo“ (ein tolles Wortspiel. Danke Oma!). Der Boden war mit rotem Teppich ausgelegt. Teppich! Es war halt richtig edel und wichtig. Als Architekt ließ man sich damals halt nicht lumpen! Über die Reinigung des Teppichs machten sich andere Sorgen. Sein berufliches Leben hat mein Vater wie gesagt sehr zielgerecht und ohne Umwege durchgezogen und Sarstedt irgendwie ein Stück zu dem gemacht, was es heute ist. Das freut mich für ihn. Für mich, wie ich heute immer wieder feststellen muss, ist ein solch streng durchgeplantes Leben absolut nichts. Vielleicht aber ja doch. Ich weiß es gar nicht so genau. Oma würde sagen: „Sag niemals nie, Micha“.

Ausprobieren kann ich es nachträglich aber wohl nicht mehr. Dafür ist es wahrscheinlich schon zu spät...

Das private Leben von Richard, meinem Vater, lief da komischerweise dann wohl doch ein wenig ungeplanter. Mit 50 Jahren, und damit für mich mindestens 20 Jahre zu spät, wurde er zum ersten und einzigen Mal Vater. Mein Vater! So viel weiß ich jedenfalls. Wie gesagt, wir sprachen ja nicht ganz so viel über Privates bei uns „in der Familie“. Wie er meine Mutter Emma, die auf den Fotos von damals immer bezaubernd aussieht, einige Jahre vor seinem runden Geburtstag, also dem fünfzigsten, kennengelernt hat, weiß ich ja nun leider auch nicht wirklich. Irgendwo auf einem Volksfest müssen sie sich über den Weg gelaufen sein und wie auch immer haben sie sich dann eben irgendwie kennengelernt. In meiner Vorstellung kann das alles nur sehr unromantisch abgelaufen sein. Er hatte bestimmt irgendwas am Fest zu beanstanden (wacklige Bänke oder zu warme Getränke) und wollte sich irgendwo über diesen Umstand beschweren. Dann kam halt meine Mutter „um die Ecke“, hat ihm alles erklärt und dann haben sie zusammen ein Bier getrunken. Dann war wieder alles – akkurat – geregelt. Alles war wieder, wie er es am liebsten hat, in Ordnung. Dank dieser Aktion hatte meine Mutter dann wohl bei ihm „einen Stein im Brett“ und kurze Zeit später einen Ring am Finger.

Vielleicht aber sind sie sich auch einfach am Giftener See (ganz in der Nähe) begegnet und übereinander gestolpert. Mein Vater lag nach einer anstrengenden Arbeitswoche schlafend in der Sonne am Rand des Sees und meine Mutter sammelte Pilze und fiel gedankenversunken über seine ausgestreckten Füße, quasi direkt in seine Arme. Wer weiß. Vor allem für meine Mutter würde mich eine weniger akkurat geplante Liebelei sehr freuen.

Wenn er am riesengroßen Zeichenbrett saß, mit seinen nach Strichstärken – von dünn (0,10) nach dick (2,0) – geordneten Rotring Rapidographen (Zeichenstifte) und Gebäude entworfen hat, konnte ich ihm dabei stundenlang zusehen. Bis heute werde

ich nicht vergessen, wie viel Ärger ich bekam, als ich mit den Stiften als 6-Jähriger für meinen „Papi“ ein Bild malen wollte. Ein bis zwei kleine Striche habe ich malen können, bis die Spitze kratzend abbrach. Danach war das Geschrei verständlicherweise groß. Dass man dieses damals sicher noch sehr teure „Werkzeug“ anders als einen handelsüblichen Filzmalер, nämlich im absoluten 90-Grad-Winkel zum Blatt, benutzen musste, konnte ich ja nicht wissen. Hätte er mir ja auch ruhig mal erklären können, oder? Die Besuche mit meiner Oma im Rathaus, in seinem pompösen Büro, wurden danach aus für mich damals unerklärten und heute schon irgendwie traurigen Gründen weniger. Ich sollte wohl einfach nicht noch mehr von seinem wertvollen Architekturkram, den er sicher nicht selber zahlen musste, kaputt machen. Eigentlich erinnere ich mich aber eh viel lieber an das leckere Stracciatella-Eis mit richtig dicken Schokostückchen (heute sicher viel zu teuer) und einem Schlag Sahne im Anschluss an die Besuche bei ihm. Das Eis von der Eisdiele „Venezia“ neben dem Rathaus in der Schillerstraße hat mir und meiner Oma immer ganz besonders gut geschmeckt. In dem Laden, in dem vorher ganz sicher mal ein griechisches Restaurant gewesen sein musste, kostete damals eine Kugel nur 50 Pfennig. Ich durfte immer zwei Kugeln bestellen. Ab und an gab es an besonderen Tagen auch ein Topping oben drauf. Sahne, Streusel oder eine Schokoladenhaube die dann immer so schön knackig wurde von dem kalten Eis. Wie viel das dann extra gekostet hat weiß aber nicht mehr. An das Knacken der Schokolade kann ich mich aber noch genau erinnern. Ich habe es auf jeden Fall geliebt, mit meiner Oma in diese kleine urige Eisdiele aus rustikalen und weiß gestrichenen Steinwänden in der Innenstadt zu gehen. Das Halten der Eiswaffel war halt auch eh viel einfacher – und leckerer – als diese komischen Stifte von meinem Vater, die ich ja dann Jahre später in Nürnberg im Studium trotzdem auch ab und an in den Händen halten musste bzw. eine Zeit lang ja auch wollte. Beim Eis essen konnte ich zum Glück nicht viel falsch machen. Kleckern

gehört da nun mal zum „Glücklichsein“ dazu und kostet auch nicht mal extra. Da ich aber immer nur mit Oma Eis essen war, weiß ich gar nicht, wie es mein Vater gefunden hätte, mich mit eisverschmiertem Mund ansehen zu müssen. Die klassische Eisdienstserviette musste ich damals jedenfalls nicht nutzen, um mir den Mund anständig zu säubern. Meine Oma hatte nämlich immer ein ordentlich gebügeltes Stofftaschentuch in ihrer Handtasche. Eigentlich hätte mein Vater solch eines auch immer bei sich tragen müssen. Es hätte auf jeden Fall zu ihm gepasst. Aber erinnern kann ich mich bei ihm an solch ein Tuch jedenfalls nicht. Wenn ich so drüber nachdenke, würde ich sagen, dass man beim Besuch einer „Eisdiele“ auch heute noch besser selber ein Stofftaschentuch oder wenigstens ein Tempo (viel hygienischer) dabeihaben sollte. Mit den immerhin als „Serviette“ benannten Blättchen kann sich doch nun wirklich niemand etwas abwischen, geschweige denn säubern.

Bloß nichts unordentlich oder sogar schmutzig zu machen, gehörte ja zum Grundverständnis meines Vaters. „Schmutzig machen“. Warum darf man denn Dinge nicht schmutzig machen? Dafür sind Dinge doch da. Oder? Bei meiner Oma Anni, die Mutter meiner Mutter, durfte ich alles unordentlich und dreckig machen. Vor allem bei unserer geliebten Arbeit im Garten. Kürbisse und so. Da waren meine Oma und ich irgendwie immer für uns. Das war unser eigenes, gemeinsames Ding. Zusammen die Werkzeuge aus dem Schuppen hinten im Garten holen. Harke, Unkrautstecher, Spaten, Gießkannen und dann ab aufs Feld. Damals als 1,10 Meter großer Mensch war ja alles immer viel viel größer, als es dann in Wirklichkeit war. Für mich war es so, als würden wir auf einem Fußballfeld-großen Acker gehen und so richtig schwere Arbeit auf dem Feld verrichten. Dass es am Ende eher nur knapp 20 Quadratmeter waren, war mir halt eben nicht bewusst und am Ende ja auch komplett egal. Die Zeit mit Oma war es, die meine Kindheit, so würde ich das heute sagen, zu einer doch ganz glücklichen gemacht hat. Zusammen haben wir neben den Kürbissen Erdbee-